

22. November 2014 14:57 Uhr

AICHACH

Aichacher Ärztin hilft in Afrika

Barbara Haider hat schon zweimal für den Verein „German Doctors“ ihren Jahresurlaub in einem Slum in Kenia verbracht. Warum sie das 2015 wieder tun will *Von Claudia Bammer*



Barbara Haider aus Aichach hat ihren zweiten Einsatz für die German Doctors in Nairobi in Kenia hinter sich. Sechs Wochen lang hat die Ärztin dort in einer Ambulanz gearbeitet.

Foto: Barbara Haider

Aichach Es sind Bilder, die einem nicht so schnell aus dem Kopf gehen. Die Menschen kommen mit HIV, mit Tuberkulose, mit Ekzemen und Entzündungen, viele Kinder sind unternährt. Krankheitsbilder, die Dr. Barbara Haider aus ihrem Arbeitsalltag in Aichach nicht kennt. Einzelschicksale, die die 55-Jährige erschüttert haben.

Die Ärztin, Mitgesellschafterin im Zentrum für Allgemeinmedizin, hat ihren Arbeitsplatz für sechs Wochen nach Afrika verlegt. Sie hat in ihrem Jahresurlaub für den Verein „German Doctors“ im Baraka-Healthcenter im Mathare Valley gearbeitet. Eindrücke davon vermittelt das Fotobuch, das in der Praxis ausliegt.

Vor ziemlich genau zwei Jahren war Haider zum ersten Mal dort. Nicht aus reinem Altruismus, wie Haider selbst betont. Sie will sich nicht als selbstlosen Gutmenschen

darstellen. Es sei schon auch eine Portion Abenteuerlust, die sie dazu bewogen hat. Die Idee, im Ausland zu arbeiten – da, wo die Not am größten ist, – hatte sie schon längere Zeit im Kopf.

Als das Jüngste ihrer drei Kinder aus dem Haus war, war der richtige Zeitpunkt da. Sie suchte im Internet nach einem passenden Projekt. Bei „Ärzte ohne Grenzen“ sind nur längere Einsätze möglich. Die Praxis in Deutschland aufgeben wollte sie aber nicht. Schließlich stieß sie auf die „German Doctors“, die Ambulanzen in mehreren Erdteilen betreiben (siehe Infokasten).

Sie bewarb sich, absolvierte eine Fortbildung in Tropenmedizin, nahm zur Vorbereitung an einem Seminar teil. Im Oktober 2012 ging es los. In Nairobi stürmten die Eindrücke zunächst nur so auf sie ein: Lärm, Schmutz, Markt an jedem freien Plätzchen. „Am Anfang hat mich das überfordert“, erzählt sie. „Beim zweiten Mal war es schon einfacher.“ Das war heuer im Mai.

Im Baraka-Healthcenter gibt es einen festen Stamm aus einem Arzt und Hilfskräften. Fünf weitere deutsche Ärzte dagegen wechseln alle sechs Wochen. Die Ambulanz ist gut ausgestattet. Es gibt eine Apotheke, ein Ernährungsprogramm, das 400 Menschen täglich versorgt, ein Sozialarbeiter-Team. Die Ärzte behandeln Patienten, unterstützt von einem Übersetzer, schulen das einheimische Personal.

Sie machen auch Hausbesuche im Slum, wo die mangelnde Hygiene alle möglichen Krankheiten fördert. Mit dabei sind dann immer einheimische Sozialarbeiter. Diese haben Haider tief beeindruckt, zum Beispiel Chefsozialarbeiterin Sister Rose. „Sie wird von den Bewohnern verehrt.“

Die Sozialarbeiter suchen Kranke und unterernährte, klären über HIV- und TBC-Therapie ebenso auf wie über Familienplanung, betreuen Schwerstkranke und Sterbende. Und noch etwas ist Haider im Slum aufgefallen. Trotz aller Schwierigkeiten, sauberes Wasser zu bekommen hängt immer und überall Wäsche. „Die Frauen sind fleißig und verteidigen mit sauberen Kleidern ihre Würde“, sagt sie.

In die Ambulanz kommen viele HIV-Patienten. Vor allem Kinder sind unterernährt. „Das hat mich sehr berührt.“ Behandeln musste Haider auch oft Verbrennungen. Gekocht wird im Slum auf engstem Raum über offenem Feuer. „Da ist schnell was passiert.“ Vieles sei eigentlich nicht so schwer zu behandeln. Oft warteten die Patienten aber zu lange, bevor sie in die Ambulanz kommen.

Geschockt hat Haider die alltägliche Gewalt: Männer gegen Frauen, Frauen gegen Kinder. Schwer zu ertragen. Auch, dass Kinder oft so schlecht versorgt werden. In dem Tagebuch, das Haider während ihres ersten Aufenthalts geführt hat, erzählt sie auch von Tränen unterm Moskitonetz. „Was nützt meine Medizin, wenn die Bildung so schlecht ist?“, habe sie sich oft gefragt.

Geholfen habe ihr dabei das frühere Motto der „German Doctors“: „Weil jeder Einzelne zählt“. „Es nützt dem Einzelnen viel, wenn er etwas zu essen bekommt. Die Hilfe ist sinnvoll.“ Für die Ärmsten der Armen sei die Ambulanz ein Segen. Das bedeutet auch der Name Baraka: Segen.

Eine Frau war mit ihrem kranken Kind in das Healthcenter gekommen. Währenddessen hat ihr Mann Hab und Gut der Familie verkauft und verschwand mit

dem Geld. Die beiden weiteren Kinder ließ er allein zurück. Ein Freund, dem sie von der Frau berichtet hat, beschloss spontan die Familie zu unterstützen. Ein Sohn besucht nun wieder die Schule und die Frau hat einen kleinen Friseursalon eröffnet und bestreitet so ihren Lebensunterhalt. Stolz präsentierte sie Haider ihr Geschäft bei deren zweitem Aufenthalt. Die spendierte ihr erst mal neue Handtücher und zwei Plastik-stühle für die Kunden.

Auch für andere Patienten griff Haider in die Privatschatulle. Einem 15-Jährigen finanzierte sie mit 300 Euro die achtmonatige Ausbildung zum Kfz-Mechaniker. Sie half auch einem 18-Jährigen mit einem bösartigen Knochentumor. Er hatte sogar, was sonst kaum jemand hat: eine Krankenversicherung. Die zahlte die Operation, aber nicht die vorher nötige Computertomographie, etwa 70 Euro. Solche Einzelunterstützung können die „German Doctors“ nicht leisten. Haider versteht das. Der Betrieb der Krankenstationen allein verschlingt rund zehn Millionen Euro im Jahr. Sie vermitteln aber im Einzelfall an Partnerorganisationen.

Haider hat auch viel Positives erlebt. „Das Team ist was ganz Schönes“, sagt sie. Man sei eine richtige „Ärztefamilie“. Die Ärzte wohnen auf einem Collegegelände oberhalb des Slums. „Ganz einfach, aber jeder hat ein eigenes Zimmer und ein Bett.“ Man tauscht sich über die Fälle aus, macht Ausflüge. Mit nach Hause gebracht hat Haider aus Kenia auch viel für sich persönlich. „Der Blick auf das eigene Leben und das, was wir hier haben, der ändert sich“, sagt sie. „Wir haben manchmal Luxusprobleme, forschen an Arzneien gegen Zivilisationskrankheiten, die es dort gar nicht gibt.“

Die Einsätze haben sie für ihre Arbeit zu Hause neu motiviert. „Meine Patienten brauchen mich auch hier“, hat sie gemerkt. „Leid ist etwas sehr Subjektives.“ Die Betreuung von Asylbewerbern ist ihr noch wichtiger geworden. Bei einem von ihnen hat sie nach ihrem ersten Einsatz Kisuaheli, die Landessprache, gelernt. Inzwischen spricht sie die Sprache besser. Das kann nur von Nutzen sein. Denn Ende 2015, das steht für Haider fest, will sie wieder nach Nairobi.